



Dokumentation

▶ Leben pur

Was bedeuten Schlaf, Ernährung, Pflege und Kommunikation für das Leben von Menschen mit schwersten Behinderungen und Lebenseinschränkungen?

„Manchmal geht es doch...“

Die Befriedigung des Grundbedürfnisses nach Kommunikation

Prof. Dr. Andreas Fröhlich

Internationale Fachtagung

im Europäischen Jahr der Menschen mit Behinderungen 2003
für Fachleute und betroffene Familien

31.10. – 1.11.2003

im Bildungs- und Begegnungszentrum Wartaweil

„Manchmal geht es doch...“

Die Befriedigung des Grundbedürfnisses nach Kommunikation.
Prof. Andreas Fröhlich

Kommunikation – eines der großen Schlagworte unserer Zeit.

Den einen erinnert es an die gesunkenen Telekommunikationsaktien, den anderen an nervende Handys im Theaterfoyer und wieder andere freuen sich über die Möglichkeiten von Fax, SMS und E-Mail. Das Internet als die große weltumspannende Kommunikationsmaschinerie bestimmt neue Wirklichkeiten, ja, wird zur virtuellen Wirklichkeit. Nur was auf dem Screen erscheint, ist wirklich wirklich...

Da gibt es noch etwas anderes. Menschen schauen sich immer noch an, Hände berühren sich flüchtig, ein Arm legt sich um die Schultern eines anderen Menschen, hält ihn, stützt ihn. Gemurmelte Worte der Entschuldigung, ein leise gesungenes Lied, immer wieder Blicke und Berührungen zeigen, dass Menschen zueinander gehören.

Kommunizieren, was heißt das eigentlich? Wir haben uns angewöhnt, vom Informationsaustausch zu sprechen, wir denken in Sender-Empfänger-Modellen, wenn wir von Kommunikation sprechen. Manchmal kann es nützlich sein, zur ursprünglichen Wortbedeutung zurückzugehen und dabei zu erkennen, was einmal gemeint war, wie sich die Dinge entwickelt haben, was wir verloren und was wir gewonnen haben.

COMMUNICARE hieß im Lateinischen keineswegs sich austauschen, sondern *Gemeinsamkeit herstellen* oder auch *Gemeinsamkeit feststellen*. In unseren heutigen Kommunikationsmodellen stellt der sog. konsensuelle Bereich immer nur eine Schnittmenge dar, wir sind davon überzeugt, dass wir eigentlich einander fremd sind und nur aus unseren konstruierten Wirklichkeiten fast zufällig auf andere treffen, für eine gewisse Sequenz des Lebens miteinander gewisse Überschneidungsmöglichkeiten haben und uns dann wohl wieder im All verlieren. Gleichzeitig, bei all dieser kühlen Beteuerung der Konstruktivisten, geht unser ganzes Streben danach, Gemeinsamkeit herzustellen, Gemeinsamkeit festzustellen, Gemeinsamkeit festzuhalten. Wir brauchen andere Menschen, wir sind auf sie angewiesen und das nicht nur im sozialbiologischen Sinn.

Alle Lebewesen kommunizieren, alle Lebewesen brauchen Gemeinsamkeit.

Auf der organismischen Ebene müssen auch Bakterien Gemeinsamkeit herstellen, Gemeinsamkeit hinsichtlich der Ernährung, Gemeinsamkeit hinsichtlich der ökologischen Nische, Gemeinsamkeit hinsichtlich der Vermehrung. Sie verständigen sich mit schon recht komplizierten Informationsstrukturen, Viren scheinen die Kunst des Täuschens, der Tarnung zu beherrschen, d.h. sie geben Informationen ab, die eigentlich die falschen sind, um die wahren Absichten um so besser realisieren zu können. Sie stellen Gemeinsamkeit untereinander her, unser Immunsystem versucht ihre Informationen zu entschlüsseln, manchmal gelingt es, häufig aber nicht.

Jede Gattung von Lebewesen hat das Bestreben nach Gemeinsamkeit und wieder geht es um den Lebensraum, es geht um die Nahrung, es geht bereits um eine Gruppenidentität und natürlich um die Sicherung des Weiterbestehens. Das Aussehen, das Verhalten, der Geruch, die Stimme sind Mittel, solche Gemeinsamkeit herzustellen.

Irgendwann haben wir so genannten höheren Lebewesen kompliziertere Formen der Kommunikation entwickelt, unterschiedliche Versuche wurden im Lauf der Evolution unternommen und das, was wir heute als Sprachen kennen, sind solche evolutionären Versuche auf der Höhe der Zeit. Ob dies der Gesang der Finken, die Tänze der Bienen, die Signale der Wale oder eben die menschliche Sprache ist, es ist das Bemühen von Lebewesen, Gemeinsamkeit herzustellen und zu sichern.

Michaelis, der Tübinger Pädiater, weist darauf hin, dass sich in der menschlichen Evolution seit der Entwicklung der Sprache nichts Wesentliches mehr getan hat. Wir befinden uns offenbar auf einem Höhepunkt der Entwicklung seit einigen 10.000 Jahren oder auf einem Plateau, von der weiteren Entwicklung wissen wir nichts. Michaelis gibt zu bedenken, dass die jüngste Entwicklung der menschlichen Evolution eine noch sehr instabile ist. So können wir ja feststellen, dass sich die menschliche Sprache und das mit ihr recht eng verbundene Sprechvermögen nirgendwo präzise lokalisieren lässt. Die menschliche Entwicklung bedient sich unterschiedlicher Organe und Systeme, um sie gemeinsam zu einer hoch differenzierten Kommunikation zu nutzen. Der gesamte Körper ist einbezogen. Mimik, Gestik, Haltung und Bewegung dienen der Kommunikation und der Interpretation des gesprochenen Wortes. Um dieses zu produzieren, muss der menschliche Körper ein sehr subtiles Zusammenspiel unterschiedlichster Aktivitätsbereiche organisieren: die Atmung, die Spannung der Stimmlippen, die Stellung des Kiefers, der Zunge, der Lippen, die ständig wechseln, der Einsatz des Gaumensegels, der den Luftstrom regelt, und all dies muss nicht nur motorisch gesteuert, sondern inhaltlich geplant, strukturiert und realisiert werden. So überrascht die schlussfolgernde Erkenntnis nicht, dass bei dieser komplizierten, ja fragilen Symphonie schon geringfügige Störungen genügen, um die Produktion gesprochener Sprache zu beeinträchtigen. Wir stellen fest, dass es kaum eine Art von körperlicher, seelischer und geistiger Beeinträchtigung gibt, die nicht auch unmittelbar auf Sprach- und Sprechentwicklung ihre Auswirkungen hätte. Veränderungen des Gehörs, ebenso wie eine spracharme Umwelt, eine irritierte Koordination der Muskelspannung, ebenso wie massive Beeinträchtigungen des Sehens und vor allem aber die gesamte kognitive Entwicklung des Menschen zeigen unmittelbare Auswirkungen, im ungünstigen Falle bis zur völlig fehlenden Entwicklung von Sprache.

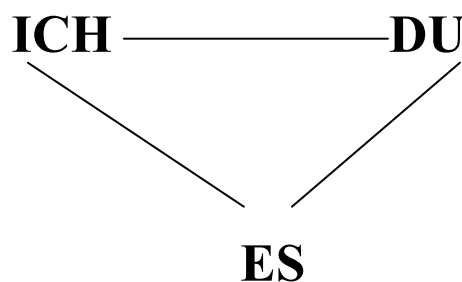
Veränderungen des Aussehens, Veränderungen der Bewegung, der Gestik, der Mimik, eine scheinbare Andersartigkeit im Blickverhalten, all dies irritiert Kommunikation in hohem Maße. Nun müssten wir wieder auf die Ausgangsgedanken zurückgreifen, wenn wir sagen, es geht nicht nur darum, dass hier in der Enkodierung gesendeter Zeichen eine Störung auftritt. Wir müssen feststellen, dass es bei der *Herstellung von Gemeinsamkeit* zwischen Menschen zu Beeinträchtigungen kommt.

So wird jede Behinderung im eigentlichen Sinne zu einer Behinderung der Kommunikation zwischen Menschen. Dabei wird jetzt auch endlich deutlich, dass Behinderung nicht am einzelnen Individuum, das irgendwann einmal eine Schädigung erfahren hat, festzumachen ist, sondern dass Behinderung etwas ist, was sich zwischen Menschen ereignet. Es gelingt ihnen nicht mehr, die fraglose, die notwendige einfache Gemeinsamkeit herzustellen oder sie sind beide darin behindert festzustellen, dass sie sehr wohl Gemeinsamkeiten haben.

Die Arbeit mit schwer mehrfachbehinderten Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen hat gerade Letzteres gezeigt. Die scheinbare Fremdheit des Gegenüber hat so verwirrend, erschreckend und verängstigend auf die sog. nichtbehinderten Partner gewirkt, dass sie glaubten, hier gäbe es keine Gemeinsamkeiten. Erst in einem mühsamen pädagogischen Argumentationsprozess, begleitet von vieler Forschung, ist es gelungen zu zeigen, dass die Menge der Gemeinsamkeiten bei weitem größer ist als die der Unterschiedlichkeiten. Unsere wichtige biologische Lebensbasis ist identisch, was uns am Leben hält ist die gleiche Kraft, sei der Mensch nun behindert oder nicht. Strebungen, Wünsche, Ziele sind sich ähnlicher als dass sie unterschiedlich wären. Wenn wir an die Basis der menschlichen Bedürfnisse gehen, wenn wir die Fundamente der zwischenmenschlichen Beziehungen ansehen, so zeigt sich eine überwältigende Gemeinsamkeit. Verdeckt ist sie allerdings häufig dann, wenn wir die Sprache des anderen nicht verstehen können, nicht verstehen wollen, uns seinem Appell verschließen.

In einer modernen, sich manchmal auch postmodern fühlenden Gesellschaft, die sich nahezu ausschließlich über ihren Informationsaustausch definiert, sind diese Menschen ein störendes Hemmnis, eine Provokation, da sie deutlich machen, dass Sprachen, digitalisierte Datenflüsse, kodifizierte Gedankenkonstruktionen nicht ohne Weiteres zum wesentlich Menschlichen gehören. Sie stellen uns permanent in Frage. Wenn wir wichtige Lebensabschnitte betrachten, unsere Baby- und Kleinkindzeit, unser Alter, unser zu Ende gehendes Leben, das vielleicht dement und abhängig gelebt werden muss, dann können wir feststellen, dass die von uns absolut gesetzten Formen abstrakter Kommunikation doch nur für einen gewissen Lebensabschnitt und für gewisse Bereiche von tatsächlicher Bedeutung sind.

Pädagogische Prozesse mit einem anderen Menschen finden in einem klassischen Dreiecksverhältnis statt:



Zwei Menschen treten miteinander in Bezug, dies kann körperlich sein, es kann stimmlich sein, kann natürlich auch sprachlich sein, und sie beschäftigen sich gemeinsam mit etwas. Die bisher immer wieder gebräuchlichen Sender-Empfänger-Modelle verkennen, dass es nie, und schon gar nicht in pädagogischen Prozessen, um den einfachen Austausch von Information geht, sondern immer und grundlegend um die gemeinsame Beschäftigung, über die dann auch Information ausgetauscht wird. Das ES spielt eine große Rolle. Dies kann ein Teddybär sein, dies kann eine mathematische Formel sein, immer ist etwas Gegenstand des gemeinsamen Handelns, des gemeinsamen Darüber-Nachdenkens und des gemeinsamen Formulierens. Daher steht auch in der pädagogi

schen Förderung der gemeinsamen Kommunikation das gemeinsame Handeln im Vordergrund. Erst über dieses Handeln wird eine gemeinsame Wirklichkeit geschaffen, die benennbar wird, für die Sprache zu entwickeln erst sinnvoll wird. Sprache pur, Kommunikation pur ist leer.

Die Arbeit mit den sog. alternativen und augmentativen Kommunikationsformen stellt eine solche Handlungsbeziehung zwischen Menschen dar. Vielleicht hat sogar der Einsatz von Bildkarten, von Symbolobjekten und technischem Gerät ein neues Verständnis von Kommunikation überhaupt gebracht. Wir haben erkannt, dass wir ein gemeinsames Medium brauchen, das uns nicht selbstverständlich zur Verfügung steht, das wir über gemeinsames Handeln erst schaffen müssen. Die Bildkarte kann nicht einfach „eingeführt“ werden. Es kann nicht einfach ein Name für etwas in den Raum gestellt werden – so entsteht keine Sprache. Zuerst ist da Etwas da, mit dem etwas gemacht wird, dann kann ein Name dazukommen. Eigentlich hätten wir dies aus der Entwicklungspsychologie schon lange wissen können, aber unsere Faszination von der Sprache, von diesem Phänomen, das wir uns als Krone der Schöpfung exklusiv zusprechen, hat wohl unseren Blick immer verschleiert. Wir mochten wohl nicht gerne sehen, dass man sich Sprache über Handeln erst erarbeiten muss.

Angelika Rothmayr hat in ihrer Dissertation auf der Basis ihrer kommunikativen Arbeit Rechte für schwerstbehinderte Menschen formuliert, gewissermaßen eine Charta der grundlegenden Kommunikation. Dies hat mich sehr beeindruckt, nicht nur weil sie einige Gedanken von mir dabei weiterentwickelt hat, sondern weil hier ein Schlüssel für ein ethisches Verhältnis gefunden scheint, über das wir als Pädagogen, Therapeuten, Pflegende und Angehörige noch nachzudenken haben.

1. Das Recht auf die *körperliche Nähe, um andere Menschen wahrnehmen zu können*, welches einen sensiblen Umgang mit adäquater Nähe und Distanz seitens der Pädagoginnen und Pädagogen beinhaltet und einer körperlichen Isolation und der Behandlung als „Körperding“ vorbeugt.
2. Das Recht auf *Menschen, die ihnen die Umwelt auf einfachste Weise nahe bringen*, durch Pädagoginnen und Pädagogen, die sich mit der Lebenswirklichkeit von Menschen mit umfassender Behinderung auseinandersetzen und sich methodisch-didaktische Vorgehensweisen aneignen, Umwelt „begreifbar“ zu gestalten und werden zu lassen.
3. Das Recht auf *andere Menschen, die ihnen Fortbewegung und Lageveränderungen ermöglichen*, was beinhaltet, dass eine interdisziplinäre Arbeitsweise von Pädagoginnen und Pädagogen, Therapeutinnen und Therapeuten und evtl. Hilfsmittelversorgern nötig macht.
4. Das Recht auf *andere Menschen, die sie auch ohne Sprache verstehen und ihnen kommunikative Angebote machen*, was eine hohe (heil-)pädagogische Kreativität voraussetzt, (sonder-) pädagogisches Fachwissen und profundes Wissen zu Unterstützter Kommunikation.

5. Das Recht auf *andere Menschen, die sie zuverlässig versorgen und pflegen*, was neben pflegerischen Fähigkeiten und interdisziplinärer Zusammenarbeit die Fähigkeit zum Perspektivenwechsel voraussetzt.

© LVKM und Andreas Fröhlich

Prof. Andreas Fröhlich ist Inhaber des Lehrstuhls für Sonderpädagogik an der Universität Landau und entwickelte in den 70er Jahren das Konzept der Basalen Stimulation. Er war Mitbegründer des Kuratoriums Forum Wartaweil.

Wartaweil, 31. Oktober 2003

Vortrag anlässlich der internationalen Fachtagung „Leben pur“